



BILD: GUIDO SUËSS

Wörter von Pörtner Sieben Milliarden et moi et moi et moi

Seit ein paar Wochen gibt es offiziell sieben Milliarden Menschen auf der Erde. Weder weiss ich, wie man die Menschen zählt, noch kann ich mir unter sieben Milliarden irgendetwas vorstellen. So wenig wie unter 3,5 Milliarden, so viele waren es, als ich geboren wurde. Es gibt Berechnungen, die besagen, dass die Erde gut zehn Milliarden Menschen vertragen würde, vorausgesetzt, diese würden sich einigermaßen vertragen. Es mangelt natürlich auch nicht an Untergangspropheten, aber da diese sich bisher stets irrten, habe ich aufgegeben, mich von ihnen erschrecken zu lassen. Obwohl man im Schnellzug Zürich–Bern einen anderen Eindruck gewinnt, leben die wenigsten dieser Menschen bei uns, und mit uns meine ich den Kontinent Europa. Dem es auch schon besser ging. Am G-20-Gipfel in Cannes

schaute die Welt zwar auf Merkel und Sarkozy, aber die wichtigen Entscheidungen trafen die Bric-Staaten Brasilien, Russland, Indien und China, die Geld haben. «Wir haben das Geld unter Blut und Tränen verdient», sagte die brasilianische Staatspräsidentin Dilma Rousseff, «wir wollen nicht, dass es verschleudert wird.» Das wäre vor zwanzig Jahren undenkbar gewesen. Damals wusste jeder Brasilienurlauber am Stammtisch zu berichten, dass es «det une» nie funktionieren werde. Ich weiss nicht, ob es in Indien, China und Brasilien Stammtische gibt, doch wenn es sie gibt, wird man dort der gleichen Meinung sein, nur das «det une» jetzt wir sind. Natürlich ist die Schweiz nicht die EU, aber wenn sich immer weniger Nationen damit abfinden, dass das ausser Landes geschaffte Vermögen ihrer Elite ziemlich genau den Staatsschulden entspricht, könnte unser Erfolgsrezept unter Druck geraten.

Selbst dem Sorgenkind Afrika wird eine bessere Zukunft vorhergesagt, befinden sich dort doch riesige Vorräte an Rohstoffen, Ackerland und Arbeitskräften. Die ausländischen Direktinvestitionen übersteigen inzwischen die Entwicklungshilfe und die Geldsendungen der Diaspora. Vielleicht suchen in 100 Jahren Europäer Arbeit auf Afrikas Feldern. Dass die Idee der europäischen Vorherrschaft schon länger bröckelt, lässt sich auch daran ablesen, dass erfolgreiche weisse Männer heute asiatische Frauen haben (oft in zweiter oder dritter

Ehe), die nicht mehr, wie noch vor ein paar Jahren, als anschiegsame und anspruchslose Gefährtinnen gelten, sondern als Garantinnen, dass der Nachwuchs in den Genuss einer zukunftstauglichen Erziehung kommt.

Und die scheint wichtiger denn je. Asiatische Universitäten sind nicht schlechter als unsere. Ganz im Gegenteil. Unser einstiger Vorsprung könnte sich in einen Nachteil verkehren, wenn wir uns erlauben, den Pool der Talente auf Personen mit reichen Eltern zu beschränken. Die zehn besten einer Disziplin sind auch bei sieben Milliarden Menschen nur zu zehnt, allein das Feld, gegen das sie sich durchgesetzt haben, ist viel breiter. Das heisst auch, dass es trotz chinesischen Erziehungsmethoden, deutscher Arbeitsmoral, amerikanischem Unternehmergeist, indischer Gelassenheit und Schweizer Präzision viel mehr Menschen geben wird, die die Besten sein wollen, aber scheitern. Mehr Menschen bedeutet eben auch mehr Verlierer.

STEPHAN PÖRTNER
(STPOERTNER@LYCOS.COM)
ILLUSTRATION: MILENA SCHÄRER
(MILENA.SCHAERER@GMX.CH)

